

Sieg und Niederlage als konstitutive Elemente des Sports

Vorbemerkung

Ich glaube vielen, die die Einladung zu dieser Tagung erhielten ging es ähnlich: Die Überschrift provoziert zum Widerspruch und gleichzeitig fallen einem eine Reihe Beispiele ein, die eine solche Aussage gerechtfertigt erscheinen lassen. Wenn der „Spiegel“ unlängst einen Artikel überschreibt „Wer zweiter wird ist Letzter“ oder die deutsche Nationalspielerin im Tischtennis Nicole Struse nach dem verloren gegangenen Sieg im Mannschaftswettbewerb der Frauen bei der Tischtennisweltmeisterschaft im letzten Monat darauf verweist, daß sie *diese* Silbermedaille eher im Keller als im Wohnzimmer aufhängen wird oder ein Verein wie Bayern München seinen bisherigen zweiten Platz in der Bundesliga nicht als Vizemeister sondern als Niederlage ansieht, zeigt sich einerseits: Die Einladungsüberschrift ist nicht übertrieben – Ja es gibt diese Situationen im Sport, in denen man den Verlust des Sieges als Niederlage empfindet und entsprechend gern ein Ausrufezeichen setzt.

Andererseits fallen einem ohne großes Nachdenken auch Wettkampfsituationen ein, in denen der zweite Platz wie ein Sieg gefeiert wurde, oder in denen ein Aktiver sogar selbstbewußt als Zweiter eine mit Erwartungen aufgeladene Öffentlichkeit davon überzeugen muß, daß sein zweiter Platz tatsächlich ein echter zweiter Sieg-Platz ist. So kostete es z.B. Jan Ulrich viel Überredungskunst, die ihm nach seinem vorjährigen Tour de France-Sieg begleitende, erfolgshechelnde Journalistengruppe davon zu überzeugen, daß er seine reelle Siegchance 1998 auf der letzten Etappe in Paris gegenüber dem im gelben Trikot fahrenden Marco Pantani bewußt nicht mehr wahrgenommen hat. Andererseits werden wir in diesem Olympia-Jahr wieder Situationen erleben, wie sie auf dem Zielfoto zu erkennen sind, in denen eine Hochtechnologie einen Sieger mit einer Goldmedaille belohnt, die in vielen Sportarten in dieser rekordträchtigen Welt gut 1 Mio. DM wert ist und den Zweiten zur Vergessenheit verdammt. Wie paradox diese Form der Siegorientierung sein kann, zeigt sich im Schwimmsport, wo die Toleranzgrenze hinsichtlich (gebauter und gekachelter) Schwimmbahnen variabler ist, als die Zeitgenauigkeit der Messung. Dadurch kann es

gibt, scheinbar nur mangelhaft oder gar nicht auf der Bewertungsebene wider. Als zentrales Thema beider Fragenkomplexen erweist sich damit jenes tieferliegende Wechselverhältnis zwischen Aktion und Bewertung, bzw. zwischen handeln und Bewertungszuweisung im Sport. Es soll im Folgenden in drei Schritten bzw. 6 Hypothesen beantwortet und in einem abschließenden vierten Schritt beantwortet werden.

I. Der Sport – eine Welt in der Welt?

Die Frage, ob der Sport eine eigene Welt mit eigenen Regeln und Gesetzen ist oder ein Handlungsfeld wie viele andere auch in unserer Gesellschaft, wird schon auf der populistischen Oberfläche kontrovers diskutiert. So rechtfertigte sich Manfred Höppner, stellvertretender Chef des Medizinischen Dienstes der DDR im Dopingprozeß letzte Woche mit der nicht neuen Frage:

„Während wir hier sitzen, erhalten heute zahlreiche Menschen in Arztpraxen Arzneimittel, damit sie halbwegs den Arbeitsalltag oder eine außergewöhnliche berufliche Belastung überstehen können. Wo ist hier der Unterschied zum Hochleistungssportler?“ (Die Welt, 06.05.2000, 4)

- Andererseits gibt es die paradoxe Situation, daß Fußballspieler für hohe Ablösesummen transferiert werden, aber als anschließend vielleicht Arbeitslose nur begrenzt mobil sein müssen oder Kinder von Belastungen z.B. im Gastronomiegewerbe durch strenge Gesetze der Gesellschaft geschützt werden, aber extremen Herausforderungen im kommerziellen Sport ausgesetzt werden dürfen, ohne daß diese formal juristisch begrenzt werden können.

Die Beispiele ließen sich beliebig verlängern. Sie führen zu der ersten Hypothese.

1. Hypothese: „Die Welt des Sports ist eine Sonderwelt in der Alltagswelt“

Sportliche Handlungen finden in einem Kontext statt, der sie zum einen durch raum-zeitliche Ausgrenzungen und spezifische Ausführungsbedingungen von der Alltagswelt abgrenzt. Entsprechend fungieren darauf bezogene Wettkampfregeln als konstitutive Bedingungen für eine spezifische Sportart. Zum anderen unterliegen diese Handlungen dabei z.T. normativen Vorgaben (wiederum durch den Regelkanon der Sportart teilweise vorbestimmt) durch den sie sich deutlich von jenen des sozialen Umfeldes absetzen. Ein gutes Beispiel ist die juristische Unterscheidung zwischen strafbaren Handlungen aus Absicht (z.B. ein Mord) und der Bewertung der gleichen Handlungsfolge aus dem Effekt (z.B. Totschlag). Bekanntlich wird

letztere Straftat nachsichtiger bewertet als die Erste. Eine Maßgabe, die sich in der Sonderwelt des Sports gleichsam umdreht. Sportinteressierte kennen das Beispiel des Torwarts Uli Stein. Er hatte vor einigen Jahren nach vorhergehender Provokation - aus dem Effekt heraus, könnte man sagen - zurückgeschlagen und wurde seitdem beispielhaft geächtet. Gemessen an den vielen absichtlichen Fouls eines Wettkampfwochenendes und der oft brennglasartigen emotionalen Zuspitzung in Wettkampfszenen stellt dies nicht nur eine Umkehrung, sondern auch eine tätigkeitspezifische Verschärfung alltagsweltlicher Handlungsbedingungen dar. Wir können zunächst also festhalten: Der regelhaft bestimmte Sport – und dieser im engeren verwendete Sportbegriff ist im Folgenden gemeint – findet in einer Sonderwelt in der Welt statt. Wobei sich die weiterführende Frage ergibt, ob es sich dabei auch um eine spezifische *Eigen*-Welt oder sogar um eine *Gegen*-Welt zur sozialen Wirklichkeit handelt bzw. in welcher Weise die spezifischen sportlichen Handlungen mit Bedeutung versehen werden.

2. Hypothese: Die *spezifischen* Handlungsmuster des Sports werden durch *alltagsweltliche* Deutungsmuster interpretiert.

Um zu verdeutlichen, was ist mit dieser Hypothese gemeint ist, lade ich Sie an einem Mittwoch zu einem Fernsehabend ein. Von 20.00 bis 22.00 Uhr gibt es die Übertragung eines Gruppenspiels der Champions-Liga. Anschließend wird im gleichen Programm ein Kriminalfilm gezeigt. Am nächsten Tag kann man in der Zeitung lesen: „Zwei Krimis voll Spannung und Dramatik, wobei der erste (sportliche) oft noch perfekter war, weil er z.T. eine unvorhersehbare, außergewöhnlich Zuspitzung von Konfliktsituationen erkennen ließ.“ Ein Bericht, der sicher auch für viele nachvollziehbar suggeriert: in beiden Fällen handelte es sich zwar um differente aber letztlich strukturverwandte Darstellungssysteme, in denen durch eine bestimmte geplante Choreographie ein spannungsreiches Geschehen - ein spannungsreicher *Text* präsentiert wird. Eine solche Deutung des sportlichen Wettkampfes mit Bezug auf die Textmetapher, die auch unlängst Sven Goldenpfennig noch einmal versuchte, erscheint zunächst relativ plausibel und eröffnet in Bezug zur strukturalen Linguistik die Hoffnung, ähnlich wie in der Sprache auch im regelhaften Wettkampfspiel so etwas wie die Grammatik, die Syntax der Handlungsbezüge ermitteln können, aus der dann – und dies ist wichtig für die weitere Argumentation – auch eine eigenständige sportspezifische Semantik und Pragmatik, d.h. sporteigene Handlungsbedeutung ermittelt werden können. – Eine Deutung, die verführerisch aber falsch ist! Dies zeigt sich in unserem obigen Beispiel schon dann, wenn man die Bedingungen des Spannungsaufbaus im Sportspiel mit jenen des Kriminalfilms vergleicht. Merkmal des Films ist, daß er eine dramaturgische Vorlage hat, eine Story, die es

dem Zuschauer u.U. sinnvoll erscheinen läßt, genau alle Einzelheiten während der 90 Minuten zu verfolgen.

Anders ist es im Fußballspiel. Als raumkonkurrierendes Spiel wächst der Grad der Spannung umgekehrt proportional zum Abstand von der Mittellinie, wobei die einzelnen Spannungsspitzen nur dann spielkonstitutive Bedeutung erhalten, wenn sie letztlich zu einem Tor führen. Ansonsten schnurrt ihre spieltragende Bedeutung bildlich gesehen wieder in sich zusammen, um sich erneut situationsabhängig in dem Maße wie sie torgefährlich sind, neu aufzubauen. D.h. das Drama des sportlichen Wettkampfgeschehens ergibt sich aus einem doppelten Bedeutungsaufbau:

- Einerseits bildet das System Sport, wie oben skizziert, über seine Regeln und spezifischen Ausführungsbedingungen (Raum, Zeit, etc.) eine gewisse strukturelle Autonomie aus.
- Andererseits werden Handlungen, bestimmte Szenen etc. letztlich nur dadurch bedeutungsvoll (und zur Grundlage von Legenden und Erinnerungen), weil sie Deutungsmustern aus der sozialen Alltagswelt interpretiert. Für Thomas Alkemeyer (2000) ist

„die Welt des Sports ... (deshalb) keine ‚Gegenwelt‘ zur sozialen Wirklichkeit sondern deren modellierte, fiktionale und idealisierte Version. Als zugleich ‚lebendiges‘ Bild und Fiktion bringt der moderne Sport grundlegende Figurationen, Handlungsmuster, Überzeugungen ... in einer besonders prägnanten zugespitzten und geformten Weise zu einer prozeßhaften Darstellung“ (Alkemeyer, Th., 2000, 258).

D.h. die spezifischen Handlungsmuster des wettkampforientierten Sports erhalten nicht aus sich heraus, gleichsam aus einer eigenen Sprache eine inhaltliche Bedeutung, sondern diese entsteht im Bezug zur sozialen Deutungswelt des Alltags. Diese Tatsache erklärt auch, warum man als unbeteiligter Zuschauer sich direkt mit einem sportlichen Geschehen identifizieren kann. Anders als im Theater oder Film in denen die Personen vielleicht nachahmenswerte Rollen spielen, kann die Rollendistanz im Wettkampf übersprungen werden, ohne daß das Geschehen mißgedeutet oder verfälscht wird. Da dieses „Drama“ keine eigene Story besitzt, ist es offen für die begleitende und prognostizierende Wünsche, Hoffnungen und Erwartungen der nicht aktiven Zuschauer des Geschehens. Der Aktive handelt gleichsam als Stellvertreter. Er ist der Ausführende in der Erwartungswelt der Rezipienten.

Schon hier zeichnet sich ab, warum die eingangs skizzierte Differenz zwischen sportimmanenter Rangfolgen und bewertender Bedeutung gerade im Sport so unterschiedlich ausfallen kann.

Bevor dieser Gedanke jedoch abschließend kommentiert wird, soll noch ein Aspekt spezifischer behandelt werden: Das konstitutive Merkmal des sportlichen Wettkampfes – die körperliche Leistung.

II. Der Sport – die Inkarnation und Expressivität des Prinzips „Leistung“

Ein wesentliches Kennzeichen der meist überschaubaren und unmittelbar verständlichen sportlichen Handlungen ist ihre Einordnung in Leistungsklassen, Leistungsarten etc. mit einer Vielzahl von Vergleichsmöglichkeiten.

3. Hypothese: Im modernen Sport erhält das gesellschaftliche Prinzip „Leistung“ eine universelle und radikale Bedeutung.

Kennzeichnend für menschliche Gesellschaften ist, daß sie sich nach verschiedenen Merkmalen gliedern. Dabei spielt einerseits seit langem Macht, Wissen, Können, Herkunft etc. eine wesentliche Rolle bei Zuweisungen von Positionen und Ressourcen. Andererseits ist es ein Merkmal moderner Gesellschaften, daß sie diese verschiedenen Einflußfaktoren im Sinne des ideologischen Gleichheitspostulats gerne neutralisieren. Seit der Französischen Revolution geschieht dies über den Begriff der Leistung. D.h., nicht die Herkunft ist relevant, sondern die persönliche Leistung und die Gleichberechtigung in politischen Systemen, die durch eine Gewaltteilung angestrebt wird, deren Wirksamkeit unter Leistungsgesichtspunkten ein labiles Gleichgewicht ergeben.

Eingebunden in diese Säkularisierung traditionaler Gesellschaften und ihrer Funktionalisierung um den neutralisierenden Begriff der Leistung hat sich auch der Sport unserer Zeit seit ca. 150 Jahren entwickelt. Wie der Kulturwissenschaftler Allen Guttmann in seinem Buch „Vom Ritual zum Rekord – Das Wesen des modernen Sports“ versucht nachzuweisen, nahm der Sport in seiner Neufindung seit dem Ende des 19. Jahrhunderts wesentliche Prinzipien der sich immer mehr ausdifferenzierenden Alltagswelt in sich auf (Rationalisierung, Spezialisierung, Chancengleichheit), wobei das Prinzip der Leistung durch Maßstabsangebote und Qualifizierungsmodelle eine zentrale Rolle spielt. In Deutschland zeigt sich dies am Übergang vom volkstümlichen, gruppenorientierten Turnen zum individuell über Meter, Gramm, Sekunde quantifizierbaren Athletik, deren objektive

Beurteilungsmuster zum Leitbild eines neuen einheitlichen, leistungsorientierten Sportverständnisses wurde.

Im Gegensatz zu anderen gesellschaftlichen Bereichen, wie der Wirtschaft, Erziehung oder Politik, in denen die Leistung über Muster wie Macht, Wissen oder Können indirekt wirkt, entwickelte sie sich im modernen Sport nach dem Systemtheoretiker Stichweh zu der universellen Form, die gleichsam aus sich heraus und „für sich selbst sprechend“ bedeutsam ist. Durch sie bildet der Sport bei aller Heterogenität der Handlungstypen eine synthetisierende Einheit heraus. „Sportlich sein“ heißt danach, etwas, frei von nützlichen Verwertungsaspekten, um seiner selbst willen zu verbessern. Der Sport kann dadurch für den Philosophen Hans Lenk (1983) zum Prototypen einer positiven Leistungskultur werden, in der Eigenleistung und Eigenhandlung eigentlich in ureigener Form entwickelt werden können, denn „sportliche Leistungen sind nicht zu erschleichen oder zu delegieren“ (Lenk, H.: Eigenleistung, 1983, 6-7). Daß diese Form der Eigenleistung im modernen Sportbetrieb kaum noch oder gar nicht mehr möglich ist sieht auch Lenk, verkennt aber in seinem normativen Plädoyer für einen authentischen Sport, daß die sportimmanente Leistung nicht aus sich heraus, sondern immer nur durch die Brille einer alltagsweltlichen Nützlichkeit und Erfolgsbilanz in werthafter Weise interpretiert wird – und zwar einer Gesellschaft, die in ihrer funktionalen Ausdifferenzierung die damit einhergehende Zunahme an Komplexität durch dichotome Deutungsmuster ordnet, was zu der 4. Hypothese führt.

4. Hypothese: Der moderne Hochleistungssport orientiert sich vermehrt an dem binären Code: Sieg – Niederlage

Es ist ein Merkmal der allgemeinen menschlichen aber auch individuellen Entwicklung, daß die Welt in die wir hineinwachsen und in der wir leben immer komplexer und oft auch unübersichtlicher wird. Mit dieser Erfahrung wächst in der Regel auch der Wunsch nach Ordnung in dieser Unordnung. Werkzeuge bei der Realisierung dieses Wunsches sind Wissen und Erfahrung, die selbst aber wieder gegliedert sind. Ein probates Mittel ist dabei die Entwicklung von Theorien über die Welt. Sie ordnen die phänomenale Welt auf einer abstrakten Ebene, etwa so wie ein Stadtplan die Struktur einer 4-Millionenstadt widerspiegelt. Ihr Ziel ist eine möglichst realistische Darstellung der Phänomene bei gleichzeitiger Beachtung generalisierender Prinzipien. Unter phänomenen Gesichtspunkten wäre ein Stadtplan am besten, der so groß ist wie die Stadt selbst für den Nachteil eines mangelnden Gebrauchswertes. Umgekehrt wäre eine Theorie besonders effektiv, die u.U. ein Prinzip benennt, aus dem die Oberfläche in ihrer Differenziertheit abgeleitet werden kann.

Die z.Z. diskutierte und favorisierte Systemtheorie des Sports erhebt diesen Anspruch. Sie geht in ihrer vereinfachten Form davon aus, daß letztlich alle Prozesse im Wettkampfsport nach dem Code Sieg – Niederlage organisiert werden. Bedeutsam für unser Thema ist nicht, ob und wer vielleicht diese Theorie kennt, geschweige denn die Unterstellung, daß diese Theorie populäre Wahrnehmungsmuster geprägt hat. Die Ausprägung von alltagsweltlichen Deutungsmustern die, wie wir oben sahen, generell für werthafte Bedeutungszuschreibung sportlicher Handlungen wichtig ist, unterliegt vielfältigen Bedingungen. Wichtig in unserem Kontext ist, daß die generelle Strategie des Menschen eine empfundene Unübersichtlichkeit im Notfall durch dichotome Muster zu ordnen, also schwarz – weiß, hell – dunkel Brillen aufzusetzen durch den aktuellen Wissenschaftsdiskurs gestützt wird. D.h. der sonst übliche Hinweis der Wissenschaft, die Situation ist viel differenzierter als die Alltagsmeinung annimmt, wird hier umgekehrt. Das Alltagswissen erhält durch diese populistische Wissenschaftsversion eine anscheinende Verwissenschaftlichung und verstärkt damit die dichotome Beurteilung von differenten Phänomenen. Auf diese Weise wird sowohl in der populären Alltagsbewertung als auch in einem Teil des anwendungswissenschaftlichen Diskurses die grundlagentheoretische Systemtheorie ein allgemeiner gesellschaftlicher Trend zu polarem Denken ohne Beachtung von „Zwischenschritten“ und „Grautönen“ verstärkt. Die dadurch geschaffenen werthaft geprägten Deutungsmuster bilden dann das vergrößerte Ordnungssystem zur Bedeutungsbestimmung eines oftmals vielfältig gegliederten Sportgeschehens mit differenten Rangplatzunterschieden oder situativen Hintergrundwissen. Im Wissen um diese beschränkten adäquaten Beurteilungsweisen reagiert das Sportsystem in der Regel in zweifacher Weise:

- Entweder betont es – insbesondere im kommerziellen Sportbetrieb – die polare Bedeutungszuweisung. Ein Prozeß der nicht verwunderlich ist, da in diesem Fall eine besonders gute Anschlußfähigkeit für das Wirtschaftssystem mit seinem Code Gewinn - Verlust an das Sportsystem mit seinem Code Sieg – Niederlage möglich erscheint.
- Oder der organisierte Sportbetrieb bemüht sich um eine normativ moralische Relativierung der von ihm letztlich gestützten dichotomen Symbiose von Sport und Wirtschaft. Konkret zeigt sich dies dann in individual unterlegten Moralappellen unter Bezug auf klassische Wertvorstellungen im Sinne von „die Teilnahme ist wichtiger als der Sieg“ oder „Verlieren können ist nur die andere Seite des Sieges“.

Ohne diese im Geiste eines praktizierenden aber meist realitätsfernen Fair-Play-Denkens gestarteten Aktivitäten grundsätzlich diskriminieren zu wollen, verdecken sie doch aus

sportwissenschaftlicher Sicht prinzipielle Möglichkeiten für eine differente, bedeutungshafte Bewertung sportlichen Handelns. Auf sie soll im letzten, dritten Schritt mit wiederum zwei Hypothesen eingegangen werden.

III. Der Sport – seine strukturellen Alternativen und verdrängten Interpretationen

Wie die bisherige Darstellung gezeigt hat, ergibt sich das eingangs skizzierte Bewertungsproblem sportlicher Handlungen aus der prinzipiellen Differenz zwischen einer konstitutiven Eigenständigkeit der Sonderwelt des Sports bei gleichzeitiger Offenheit des Wettkampfsystems für alltagsweltliche Deutungsmuster. Merkmal dieser Deutungsmuster war, so das Ergebnis des zweiten Schrittes, eine weitgehende Orientierung an funktionalen dichotomen und so könnte man ergänzen, arbeitskonformen Rationalitätsmustern. Meist übersehen wurde bei den sich daraus ergebenden und auch die Überschrift dieser Tagung bestimmenden gesellschaftskritischen Überlegungen, daß es in den letzten Jahren sowohl in den Interpretationsformen der sozialen Alltagswelt als auch in der Strukturanalyse sportlicher Handlungen weiterführende Alternativen gibt. Sie zeigen sich bei einer genaueren Analyse der Aufführungs- und Inszenierungsformen, denen der Sport durch seine prinzipielle Interpretationsbedürftigkeit in der modernen Medienwelt unterliegt.

5. Hypothese: In der Sinnkonstitution des Sports über die modernen Medien zeigt sich die lange unterschlagene Schwester des Wettkampfes – die Spielidee.

Wer Fernsehdarstellungen des Sports über die letzten drei Jahrzehnte verfolgt hat wird feststellen, daß nicht nur die „teilnehmende Beobachtung“ mit bis zu 20 Kameras das aktuelle Geschehen dynamischer und kampfbetonter erscheinen läßt, sondern das auch viele Inszenierungs- und Aufführungsformen hinzugekommen sind, die zwar aus der engen Sicht des agonalen Wettkampfes als unnützes Beiwerk erscheinen mögen, aber unter dem Aspekt der dabei sichtbar werdenden Spektakularisierung als eine Renaissance jener organisierenden Spielmerkmale angesehen werden kann, die Caillois (1982) einmal mit Wettkampf, Zufall, Maske und Rausch bezeichnet hat. In dem das sportliche Geschehen längst nicht mehr in seinem aktuellen, agonalen Ablauf gezeigt wird, sondern die moderne ästhetisierende Medienwelt ihn zu einem ihrer Leitbilder und Zugpferde erkoren hat, wird Sport in vielfältigen Formen in oft mehrstündigen Wochenendveranstaltungen rituell aufgeführt, performativ dargestellt und repräsentativ inszeniert (vgl. Gebauer 1999).

Diese Sport-Shows, einerseits von vielen lange aus einer traditionellen Wesensvorstellung und aus dem angeblichen Wissen um den echten Sport belächelt oder kritisiert, bieten andererseits aber auch eine prinzipielle Chance zur Erweiterung der eng geführten, agonalen,

oft arbeitskonform geprägten Sportrezeption. Sie bieten die Möglichkeit einer erweiterten Deutungsvariante des Sports in der dieser als ein Ereignis von Vergemeinschaftung dargestellt wird. Während in der Tradition des agon der Wettkampfpartner zum Gegner und in äußerster Form zum überwindenden Feind wird, betont die Tradition des ludus, des Spiels, den Kontext, die Rahmung, die Vergemeinschaftung aller Teilnehmer in einer eigenen Wertordnung.

Interessant für unser Thema ist, daß diese Wertordnung nach Beatson (1954) nicht normativ sozial-pädagogisch zu verstehen ist im Sinne „achte und liebe Deinen Mitspieler“, sondern die Vergemeinschaftung des Spiels sich nach Beatson aus einem prinzipiellen Paradox ergibt. Alle Spieler im Spiel sehen die Realität als wahr an und wissen gleichzeitig, daß das Spiel nur einen „als ob“-Charakter hinsichtlich der Alltagswelt besitzt. Für Beatson zeigt sich in diesem Doppelcharakter der Wahrheitsdefinition im Spiel der tiefere Sinn des Spiels und nicht in der vordergründigen Instrumentalisierung als Lerngegenstand der Sozialarbeit, wie es häufig Pädagogen präsentieren. Das Spiel bietet damit in besonderer Weise Erfahrungsmöglichkeiten von Welt:

- Es betont die Rahmung, die Anerkennung von Gleichgesinnten nicht als Gegner, sondern als notwendige Mitgestalter.
- Es gelingt letztlich nur im Wissen um die Paradoxie von Ernsthaftigkeit in der Uernsthaftigkeit.
- Es ermöglicht die Verschiedenheit der Blickpunkte, akzeptiert Opposition, ohne daß Verunsicherung und Unklarheit daraus erwachsen müssen (vgl. auch Gebauer 1999).

D.h. das „Spielerische“ in dieser allgemeinsten Form expliziert, kann als Gegengewicht, als Alternative und Korrektur bipolarer, dichotomer Weltansichten betrachtet werden.

6. Hypothese: In ihrer Heldenverehrung verstärkt die Medienwelt des Sports dichotome Deutungsmuster und verspielt damit die prinzipielle Chance einer spielgerechten Sportrezeption.

Deutet man das Spiel nach Beatsons – und nur dies ist gemeint - als wahrheitsparadoxe Handlungsform, die im Sinne Caillios in dem Spektakulum der modernen ästhetisierenden Medienwelt eine zeitgemäße Aufführungsmöglichkeit erhält (mit den Merkmalen Wettkampf, Zufall, Maske und Rausch), muß es erstaunen, was die bisherige Sportberichterstattung daraus gemacht bzw. nicht gemacht hat. Wie insbesondere Gunther Gebauer in mehreren Publikationen auf anschauliche Weise verdeutlichen konnte, produziert der zeitgenössische Mediensport ein visuelles Heldentum bei dem schon Zweit- und Drittplazierte geschweige denn Viert- und Fünftplazierte ins optische Abseits geraten. Neben einer einseitig fixierten

Personenperspektive spielen dabei auch kameratechnische Aspekte ein zuspitzende Bedeutung unter bewußter Vernachlässigung von Kontroversen oder Paradoxien.

„Wenn der deutsche Meister Bayern München erscheint, dann nicht mehr zu ebener Erde, sondern auf einer Rolltreppe und die Kamera steht ganz unten, sie macht aus den Fußballern Figuren, die aus dem Himmel zu schweben scheinen, kleine Götter“ (Meinhard, B. 1999: Auf die Gemeinplätze – fertig – los! In: Süddeutsche Zeitung , 25/26.9., 3)

Auf diese Weise bleiben einerseits die tieferen Möglichkeiten des *spielrelevanten* Spektakulums moderner Medienpräsentation von Sport unausgeschöpft und andererseits führt die frühe und einseitige Fixierung der besonders meinungsprägenden Bildmedien auf den Sieger als Helden, zu einer Bekräftigung der tendenziell angelegten dichotomen Deutungsmuster im Sport, wobei der Prozeß zusätzlich verschärft wird durch die prinzipielle Eigensprachlosigkeit des Sports. Der von den Medien vergötterte Sieger ist dadurch ungebrochen, ohne weitere Rollendistanz der heroenhafte Held.

Erst auf dem Hintergrund der prinzipiellen *spielrelevanten* Möglichkeiten einer Spektakualisierung des sportlichen Ereignisses wird deutlich, welche Möglichkeiten der moderne Mediensport verschenkt, wenn er sich in der schlichten Weise zur Verdoppelung des Siegers als Helden bekennt. Würde der Mediensport sich aus dieser selbstgewählten Falle befreien, ergebe sich auch – und dies ist die pragmatische Behauptung am Ende des Referats – die Möglichkeit, jene andere, kontextrelevante, vergemeinschaftete Mit-Akteurs-Welt des Sports in die sinnhafte Bedeutungspräsentation aufzunehmen. Damit könnten sich, ohne einen unangemessenen sozial-moralischen Appell zur Mitmenschlichkeit im Sport (vergessen Sie nicht den Zweit- bis Sechsplazierten) neue Wege aufzeigen, Präsentationsbühnen, auf denen auch die anderen im Sport nicht nur als Statisten der Helden, sondern als Wegbegleiter, konstitutive Bedingungsfaktoren eines gelingenden wettkampfrelevanten Spielgeschehens erscheinen.